

# Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als  
unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“  
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der  
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.  
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 24. Juli 1902.

(Nachdruck verboten.)

## Der hinkende Engel.

Novelle von C. W. Geißler.

(Fortsetzung.)

Die für mich nun folgende Zeit war für mich die trostloseste. Mein Vater schien sich vor mir zu schämen, er mied es geflissentlich, mit mir allein zu sein. Ich fügte mich widerstandslos der eisernen Nothwendigkeit und verrichtete wie eine Maschine meine Berufsgeschäfte. — Ich war eben großjährig geworden, als mir von dritter Seite berichtet wurde, mein Vater sei entschlossen, sich wieder zu verheiraten. Ich verlor bei dieser Nachricht vollständig meine Fassung und stürmte wie ein Rasender nach den Zimmern meines Vaters. Was ich ihm sagen wollte, weiß ich nicht. Ein Diener hielt mich auf und flüsterte mir zu, daß mein Vater krank sei und der Ruhe bedürfe. Es war nicht schön, aber es war menschlich — deshalb will ich es Ihnen nicht verschweigen: ich empfand bei der Botschaft eine heimliche Freude. Mir war, als hebe irgend eine mitleidige Hand mir, dem Lebendigbegrabenen, ein wenig den Stein von meiner Gruft — ich sah Sonnenschein blinken — balsamische Frühlingsdüfte verstoßen hereinziehen — Schlaflos, jedem Geräusch gespannt nachhorchend, verbrachte ich die Nacht — — da wurde ich zu meinem Vater gerufen, um seinen letzten Segen zu empfangen. Als ich in das Schlafzimmer kam, war er verschieden. — — —

Ich war mit einem male ein freier Mensch geworden, der über ein ansehnliches Vermögen verfügte. Ich verkaufte die väterlichen Besitzungen und bezog die Kunstakademie. Ich malte fleißig und lernte etwas Tüchtiges — dann machte ich Reisen —

„Und jetzt — was treiben Sie jetzt hier?“

„Ich male ein Bild für die Ausstellung, durch das ich mir einen Namen zu erwerben hoffe. Und dann —“

„Nun, dann — dann werden Sie jedenfalls Professor an einer Akademie —“

„Nein, mein verehrtes Fräulein, wenn Sie es denn durchaus wissen wollen — — dann heirate ich und gründe mir ein behagliches Heim!“

„Ah —“

„Das überrascht Sie?“

„Allerdings, man hat mir gesagt, daß Künstler in der Regel nichts von der Ehe wissen wollen, daß sie überhaupt nicht da sind, um sich zu verheiraten. — Ich finde das auch ganz natürlich, denn der Künstler muß frei sein, und ein Weib ist eine Fessel —“

„Da haben Sie Recht, mein Fräulein, das Durchschnittsfrauenzimmer wäre allerdings eine Fessel für den Künstler, und deshalb soll er es auch nicht heiraten —“

„Giebt es denn bessere, eines Künstlers würdigere?“

„Die giebt es allerdings — Gott sei Dank! — Aber sie sind selten: glücklich der, dem eins von diesen irdischen Engelskindern zu theil wird — — und ich denke, ich habe eins gefunden —“

„Das ist nicht möglich — Sie irren sich in der That, mein Herr — —“

„Das wüßten Sie? Wie können Sie das wissen?“

„Ich denke mir nur —“

„Wollen Sie wissen,“ begann jetzt Theodor sehr leise, sie zärtlichst anblickend, wer die Frau des Historienmalers Theodor werden wird, werden muß?“

„Nein — nein, um Gottes willen! — Verschonen Sie mich mit Ihrem Spotte — Sie wissen nicht, wie weh Sie mir thun! — Kommen Sie nie wieder hierher, sprechen Sie nie wieder zu mir, wenn Sie ein Ehrenmann sind — —“

Das Mädchen war aufgesprungen, — dunkle Röthe bedeckte ihr Gesicht. Sie ergriff ihre Krücke und eilte von dannen.

Theodor war über diese Wendung aufs Höchste betreten. Er verwünschte sein Schicksal, daß seine Worte gerade da mißdeutet wurden, wo sie zum ersten male aus einem liebenden Herzen kamen.

V.

Am Nachmittag machte sich Theodor auf, seinen gestern gewonnenen Freund, den alten Dichter zu besuchen. Das weiße Häuschen mit den grünen Läden lächelte ihm recht freundlich entgegen. Theodor wurde von einer alten Magd in das Besuchszimmer geführt. Er besah die auf dem Tische ausgebreiteten Bücher, er stutzte — das eine davon kam ihm bekannt vor — — Da kam der Hausherr und bewillkommnete ihn mit vieler Herzlichkeit.

„Das ist schön von Ihnen! — Haben Sie sich hergefunden? — — Bitte, nehmen Sie Platz! — — Nun, fleißig gewesen heute — tüchtig am Ausstellungsbilde gearbeitet, wie?“

„Es ist leider nicht viel fertig geworden.“

„Keine Stimmung — — ich kenne das. Preisen wir uns glücklich, daß wir so gestellt sind, um nicht ohne Stimmung, wie Handwerker arbeiten zu müssen! — Wie gefällt Ihnen meine Behausung? Beschränkt, aber gemüthlich nicht wahr? — Hier ist mein Arbeitszimmer, meine Bibliothek — — ich habe einige alte Stücke, interessiert es Sie? — Gut, darf ich bitten?“

Theodor fühlte sich bald außerordentlich behaglich bei dem alten Herrn, der so gar nichts Väterlich-Steifes hatte, sondern mit seinem Gaste wie mit einem Altersgenossen verkehrte.

„So, mein Verehrter, das andere nachher — jetzt ist meiner patriarchalischen Hausordnung gemäß Kaffeetrinkzeit. — Darf ich Sie einladen, mit uns zu trinken? — Keine Umstände, bitte. — Kommen Sie!“

Der alte Dichter führte seinen Gast durch das Besuchszimmer nach einem kleinen, außerordentlich behaglichen Raume. Ein schönes Mädchen in hellem Kleide ordnete noch dies und jenes auf dem einladenden Kaffeetische. — Sie wandte sich um. — Theodor war vor Entzücken außer sich. —

„Hier, meine liebe Tochter Nenni, bringe ich Dir einen ganz neugebackenen Freund mit — Herr Historienmaler —“

„Theodor — ich habe bereits das Vergnügen gehabt, lieber Vater!“

Theodor wurde über und über roth. Eine derartige Offenheit hatte er nach den Vorfällen des Morgens am allerwenigsten erwartet.

„Wie, Sie kennen meine Tochter? Das ist ja prächtig, das freut mich ganz außerordentlich. Wo Ihr Euch kennen gelernt haben mögt, ist mir vollständig gleichgültig — genug, daß es nicht im Ballsaale geschehen ist. —“

Theodor war in rechter Verlegenheit — er wollte die Sache ins Scherzhafte ziehen, er wollte Anna irgend etwas Verbindliches sagen — aber sie sah ihn so ernsthaft, beinahe vorwurfsvoll an, daß er kein Wort über die Lippen brachte.

Um so gesprächiger war der alte Dichter, er erzählte mit jugendlicher Begeisterung — da meldete ihm die Magd die Ankunft eines Besuches. Der Hausherr empfahl sich für einige Augenblicke. Theodor athmete auf. — Anna erhob sich rasch und schien ihrem Vater folgen zu wollen. —

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, mein Herr —“

„Bleiben Sie, bitte. — Der Besuch Ihres Vaters ist für mich vom Himmel gekommen. — Wer weiß, ob ich so bald wieder Gelegenheit finden werde, mit Ihnen allein zu sein —“

„Ich wenigstens werde mir die erdenklichste Mühe geben —“

„— mir jede Gelegenheit dazu zu entziehen. — Das wollten Sie doch sagen, nicht wahr? — Warum sind Sie mir böse?“

„Das fragen Sie noch? Ich bin selbst im eigenen Hause, unter den Augen meines Vaters vor Ihrer Zudringlichkeit nicht sicher — habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es zwischen uns aus sein müsse, daß —“

„Ich habe auch niemals geglaubt, Sie hier gerade wiederzusehen —“

„Wie? — Sie hatten nicht gewußt —?“

„Es ist der schönste Zufall, ich verspreche es Ihnen hoch und heilig!“

Anna setzte sich wieder und sagte leise: „Dann hätte ich Ihnen ja Unrecht gethan!“ —

„Sind Sie mir jetzt noch böse?“

Anna schwieg. Theodor ergriff ihre Hand und küßte sie, erst leise, dann herzlicher, feurriger — sie ließ es geschehen. — Er lag zu ihren Füßen — sie strich ihm das braune, lockige Haar aus der Stirne — Auge sah in Auge — Mund blühte dem Munde entgegen — — wortlose heilige Bekenntnisse glücklicher liebender Menschenseelen flogen wie mit Engelsflügeln von Lippe zu Lippe. — — — — —

„Also morgen, mein verehrter Herr Wirth, erwarte ich Sie in meinem Atelier!“

„Darf ich nicht auch mitkommen, Papa? Ich sehe fürs Leben gern schöne Bilder. —“

„Das wollten Sie wirklich thun, gnädiges Fräulein? Das wäre prächtig! Sie würden meinem Atelier die größte Ehre erweisen, eine Ehre, die ihm noch nie widerfahren ist — noch keine Dame —“

„Na — na!“ schmunzelte der Alte, indem er seinen Gast zur Thür geleitete, „kenne das — bin auch 'mal jung gewesen!“

— — Auf Wiedersehen morgen!“ — — — — —

Am Abend saß Anna mit ihrem Vater bei der Lampe. Der Dichter las, Anna war mit einer Sticerei beschäftigt.

„Vater!“

„Was willst Du, mein Herz?“

„Ich habe da einen Gedanken —“

„Nun?“

„Aber Du mußt mich nicht auslachen!“

„Na, ich bin neugierig —“

„Es ist doch eigentlich recht abföhenlich, daß ich — mit einer Krücke gehen muß —“

„Hoho! was soll das heißen? Will meine Nenni auf ihre alten Tage noch eitel werden?“

„Wie Du nur sprechen kannst! — Sage einmal, wäre es denn ganz und gar unmöglich, daß das Uebel geheilt werden könnte?“

„Aber, liebes Kind, Du weißt ja doch, daß Du als fünfjähriges Kind bereits eine Operation durchgemacht hast —“

„Ja — sie war erfolglos —!“

„Und äußerst schmerzhaft obendrein!“

„Darauf besinne ich mich noch — ich habe viel dabei geweint — aber damals war ich ja Kind — jetzt bin ich ein erwachsenes Mädchen — jetzt würde ich ganz standhaft leiden — ich würde keine Miene verziehen, das weiß ich gewiß. —“

„Sprich von etwas anderem, Kind — denke nicht daran — es hilft nichts —“

„Doch, Vater, es wird helfen — ich habe eine Ahnung, daß es mir helfen wird, helfen muß! — Die Aerzte sind ja jetzt viel geschickter, viel geschickter, wie damals — das mußt Du doch zugeben!“

„Wie kommst Du nur darauf? Ich glaubte, Du hättest Dich mit Deinem Geschicke ausgeföhnt, Du wärest ein starkes Mädchen — — und nun — —“

„Will ich eine schmerzhaft Operation erdulden, Vater — ist das schwach sein?“

„Du bekümmerst mich, Nenni, — ich weiß, wie sie Dich wieder quälen werden — und all' die Angst, die Qualen, die Schmerzen, Deine und meine. — Alles das umsonst!“

„Nein, Vater, es wird nicht umsonst sein!“

„Woher nimmst Du auf einmal diese Zuversicht?“

„Weiß ich's denn selber, Vater?“

Anna barg ihr Gesicht an des Vaters Brust und weinte. — — — — —

Noch spät in der Nacht stand der Dichter an seinem Fenster und blickte sinnend zum Sternenhimmel empor — da umhalsen ihn zwei heiße Arme. — —

„Nenni — Du?“

„Ich kann nicht schlafen, Vater —“

„Du bist außer Dir —“

„Es ist die Zuversicht, Vater: ich werde gesund werden!“

## VI.

Theodor räumte und ordnete am andern Morgen emsig in seinem Atelier, um den theuersten Besuch, den er erwartete, würdig zu empfangen. — Mit strahlenden Augen führte er Vater und Tochter in sein Heiligthum ein. Da gab es allerhand zu sehen und zu bewundern: eine stählerne Rüstung, Waffen, Todtengelbeine und andere Dinge, die Theodor mit dem Sammeleifer der Künstler hier zusammengetragen und malerisch geordnet hatte. Anna war in der besten Laune. Sie ließ sich von Theodor überreden, einen glänzenden Ritterhelm aufzuprobieren — dann pußte sie die Gliederpuppe an, deren Anzug, wie sie lachend sagte, wenig weibliche Sorgfalt verrathe. Theodor war ganz entzückt

von der Munterkeit und Anmuth, mit der sich das geliebte Mädchen bewegte. Der Vater musterte unterdessen mit wohlgefälligen Blicken die verschiedenen Staffeleibilder.

„Bester Freund,“ begann er endlich, „Sie sind ein tüchtiger Maler und versprechen das Schönste — ohne Kompliment! — Aber jetzt zeigen Sie uns Ihr Bild für die Ausstellung — darauf sind wir natürlich ganz besonders neugierig!“

Theodor erröthete.

„Wenn Sie es wirklich wünschen, kann ich allerdings nicht damit hinterm Berge bleiben — es ist freilich zunächst nur die Delftstze vorhanden, an der schließlich nicht viel Erfreuliches zu sehen sein wird —“

„Keine Redensarten, Bester! — Ein junger Künstler darf nicht bescheiden sein, er muß immer glauben, sein Bestes geleistet zu haben: Selbstvertrauen ist die vornehmste Bedingung für jede erfolgreiche Künstlerlaufbahn!“

Theodor rückte eine Staffelei, die bisher mit einem Tuche verhüllt im Dunkel gestanden hatte, ans Fenster.

„Das ist ja wie im Theater!“ lachte Anna, indem sie sich auf ihren Vater lehnte, der erwartungsvoll dafas. „Geben Sie das Klingelzeichen, Herr Regisseur, damit der Vorhang aufgehe — das Publikum wird sonst ungeduldig vor Neugierde!“

Theodor machte eine schnelle Bewegung — die Hülle war verschwunden — Anna zuckte mit einem leisen Schrei der freudigsten Ueberraschung zusammen. Theodor warf ihr einen zärtlichen Blick zu.

Der Vater sah das Bild lange an, ohne ein Wort zu sagen.

„Nenni — ja das bist Du —“ begann er endlich leise, und eine Thräne rollte ihm über die Wangen, „das bist Du — ganz leibhaftig — das ist schön, sehr schön — damit haben Sie mir eine große Freude gemacht, lieber Theodor — ja, siehst Du's denn auch ordentlich, Nenni — da! — — — Aber wie kommen Sie dazu, meine Tochter —“

„Wie ich dazu komme? Sie wollen es hören?“

„Hat sie Ihnen gefessen — das ist doch nicht anders möglich —“

„Nein, das hat sie nicht gethan. — Ich hatte das Glück, vorgestern mit Ihrer Tochter ungefähr eine Viertelstunde lang auf einer Bank im Parke zu sitzen — ich bin einigermaßen glücklich in der Fertigkeit, ein Gesicht, das ich wenige Minuten scharf beobachtet habe, aus dem Gedächtniß zu treffen — das verstehen übrigens die meisten Porträtmaler — und dann — —“ Er stockte.

„Nun — dann?“

„Dann liebe ich ja Ihre Tochter auch, so zärtlich, so innig, daß ich nichts denken, nichts malen werde, als sie nur allein!“

Anna kniete vor ihrem Vater und liebte ihn. —

„Ihre Tochter liebt mich wieder — wir werden die glücklichsten Menschen sein, wenn Sie nun ja und Amen sagen! —“

Der Alte saß lange schweigend, die Augen immer noch auf das Bild seiner Tochter geheftet.

„So — so — die Sache ist also schon abgemacht!“ begann er endlich. „Das ist ja vortrefflich! — Nun weiß ich auch, woher Deine Zubersticht gestern kam, Nenni. — — Weine nicht, Du mußt fröhlich sein, Du mußt lachen, wie Dein alter Vater — ha-haha! Das ist ja mehr als wir beide jemals geträumt haben — daß ich's noch erlebe, meine Nenni als Braut zu sehen, vielleicht als Frauchen, als Mutter. — — Theodor, mein Junge! — Komm' her zu mir! — Du bist ein tüchtiger Künstler — ein braver Mensch — versprich mir, daß Du mein Kind glücklich machen willst. —“

„Vater!“

Theodor kniet an Annas Seite — Zwei zitternde Hände legten sich auf die Häupter der Verlobten.

## VII.

Theodor ging zum ersten male mit seiner Braut spazieren. Die Krücke war zu Hause geblieben, denn nun war ja ein kräftiger Männerarm da, der sie doppelt und dreifach ersetzte. —

„Ein schönes Paar — schade, daß sie hinkt!“ hörten sie hinter sich reden.

Theodor blickte sich unwillig um. Anna wurde purpurroth, sie sah ängstlich zu Theodor auf — aber er war so zärtlich, so lieb. —

„Bist Du müde, Nenni?“

„Nein, nicht im Geringsten!“

„Ich denke, das Gehen muß Dir sauer werden —“

„O nein, Du führst mich ja — ich könnte so stundenlang marschieren. —“

„Das ist prächtig! — Nun laß uns von unserer Hochzeit sprechen. Ich kann es kaum noch erwarten, Dich ganz mein eigen zu nennen. —“

„Ist das Dein Ernst?“

„Noch lange vier Monate warten müssen — das ist so eine merkwürdige Grille von Deinem Vater. —“

„O, das darfst Du nicht sagen: Vater hat niemals Grillen! Es ist jedenfalls ganz gut so — denke nur, wieviel noch gethan sein will, damit wir dann ein recht trauliches Heim haben!“

„Darum Sorge Dich nicht, Liebchen, ich will Dir schon ein Nestchen zurechtmachen, worin Du Dich wohl fühlen sollst. — — Aber zunächst werden wir reisen! Ich muß Dir all' das Schöne auf der Erde zeigen, das ich schon gesehen habe, und das mir nun doppelt schön sein wird, weil ich es mit Dir genieße!“

„Du Guter, Lieber!“ —

„Zammerschade, daß die hübsche Person hinkt!“ hörte wieder Theodor eine Alte ihrer Nachbarin zuraunen. Er biß sich auf die Lippen. Anna mußte nichts gehört haben.

„Und wohin werden wir reisen, Schatz? Hast Du Dir schon einen Plan gemacht? — Das wird herrlich werden!“ —

„Ja, ohne Zweifel, Liebste — ich werde Dir nachher alles sagen, wie ich es mir ausgedacht habe. — Aber jetzt bist Du wohl gehörig müde, nicht wahr? Wir wollen einen Wagen nehmen.“ —

„Nein — warum denn? Wenn ich Dir sage: ich bin durchaus nicht müde. —“

„Du mußt abgespannt sein, Kind, das ist gar nicht anders möglich. — Du könntest Dir Schaden thun!“

Er sagte das hastig, beinahe unfreundlich. Anna sah ihn mit ihren großen Augen fragend an. Er drückte ihr zärtlich die Hand. —

„Ich bin nämlich selber etwas matt heute — und dann ist es auch unerträglich schwül — und staubig dazu. — — Du mußt schon mir zu Liebe erlauben, daß ich einen Wagen rufe. — Se, Droschke!“ —

## VIII.

Theodor hatte eben das vorzüglich gelungene Bild seiner Braut eingepackt und an die Ausstellung geschickt. In der heitersten Stimmung von der Welt wanderte er dem wohlbekannten lieben Hause zu, um dort, seiner Gewohnheit gemäß, den Abend mit der Geliebten zu verbringen. Er wurde, wie immer, mit offenen Armen empfangen — aber Vater wie Tochter waren stiller, als sonst. Er fühlte, daß Anna zuweilen in seinen Armen fröstelte, daß ihr, wie der Volksmund sagt, der Tod übers Grab sprang. Sie lächelte ihn holdselig an, als er sie besorgt um die Ursache befragte. —

„Es ist nichts, Lieber! — Vater sprach nur eben, als Du kamst, davon, wie wir uns nun bald trennen müßten — und der Gedanke daran hat für mich etwas so über die Maßen Schmerzliches —“

„Ja, was wollt Ihr denn, Ihr lieben närrischen Menschen!“ rief Theodor lachend. „Wer sagt denn, daß wir uns von unserem Papachen trennen werden? — Nein, nur für die wenigen Wochen unserer Hochzeitsreise wird er allein sein — dafür soll er auch jeden Tag einen Brief von uns bekommen — aber dann zieht er zu uns, oder wir zu ihm — ganz wie er will, nicht wahr, Vater? — Wie habt Ihr auch jemals etwas anderes denken können!“

„Du bist ein guter Junge, Theodor!“

„Nun also munter! Ich feiere heute als Maler einen großen Festtag — mein Bild ist abgegangen — ich setze die kühnsten Hoffnungen darauf — auf ihre Verwirklichung müssen wir anstoßen — ich habe eine Flasche des vortrefflichsten Champagners mitgebracht, die werden wir miteinander ausstechen. — Bleib' sitzen Nenni, ich finde die Gläser allein — rechts oben im Buffet, nicht wahr? — Siehst Du, ich habe einen guten Ortsinn!“

Theodor brachte die Gläser und entkorkte die Flasche.

„Mir nicht, Theodor!“ bat Anna.

„Was, Du willst nicht auf die Zukunft Deines Bräutigams anstoßen?“

„So kurz vor Schlafengehen — es ist mir nicht zuträglich —“

„Hahaha! Das wirst Du bei mir alles noch lernen müssen, Schatz! Eine Künstlerfrau muß ihrem Manne alles sein, auch Zechgenossin, wenn es gilt, mit ihm einen Jubeltag zu feiern! — Für heute will ich Dir noch einmal Dispens geben, meine widerpenstige kleine Braut — aber einen Kuß will ich auf der Stelle haben — so —. Nun mußt Du wenigstens mein Glas antrinken, Nenni, darauf bestehe ich schlechterdings!“

Er reichte ihr den schäumenden Kelch — sie sah mit einem Blicke der hingebendsten Liebe zu ihm empor. —

„Soll ich auch eine Rede dazu halten?“ fragte sie lächelnd.

„Los damit — das ist prächtig —!“

„Auf die Zukunft meines Theodor — daß — er — —“

Thränen erstickten ihr die Stimme. Theodor umarmte und küßte sie.

„Das nenn' ich mir einen Toast! Das waren goldene Engelsworte. — Nun kommt meine Rede: auf das immerwährende Glück meiner Nenni, — auf unsere Liebe — angestoßen, Nenni! — angestoßen, Vater! — auf unser Eheglück!“ — —

Der alte Dichter trat tief ergriffen zum Fenster — er hörte das zärtliche Liebesflüstern seiner Kinder. — — Die Sommernacht war schwül — Blicke zuckten am Himmel — ferner Donner ließ sich hören. — —

„Sie hat die Zuversicht!“ sagte er leise vor sich hin, „und mir will das Herz zerspringen — —“

## IX.

Als Theodor am nächsten Vormittag seine Braut zu besuchen kam, öffnete ihm die alte Magd. — Sie hatte rothgeweinete Augen. —

„Ach, Sie sind es — das ist gut —“

„Um Gottes willen, was ist geschehen?“

„Sprechen Sie leise — sie schläft jetzt — ach, Du lieber Gott! Sie muß furchtbar ausgestanden haben!“

„Von wem sprichst Du?“

„Nun, von wem sonst, als von unserer guten Nenni —“

„Ist sie krank?“

„Ach Gott — Sie wissen's ja doch —“

Da kam der Vater. Er war sehr bleich und ernst.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Dünen.

Von Dr. F. Wiese.

Ein seltsam beklemmendes Gefühl durchzieht in diesen Sommertagen das Gemüth so manchen Binnenländers, d. r., den erquickenden Fluten der unsere Küsten umspülenden See entstieg, jene merkwürdigen Sandregionen durchwandert, die in langer Kette sich längs der Meere hinziehen. In der That, überraschend wirkt ihr Anblick. Ihre steilen Abstürze und Gänge, ihre scharf geschnittenen Grate verleihen dem Ganzen ein Gepräge von Größe, und wenn das Sonnenlicht auf den bleichen, fast blendenden Massen liegt, könnte man glauben, den schneebedeckten Ramm eines Hochgebirges aufsteigen zu sehen.

Es läßt sich denken, daß diese wunderbaren Gebilde von jeher den Scharfsinn des Forschers geweckt haben, den keine Schwierigkeit zurückschreckt, in die Geheimnisse der Natur tiefer und tiefer einzudringen. Dennoch ist es erst in den letzten Jahren gelungen, mit fast absoluter Gewißheit Entstehen und Wesen der Dünen klarzulegen und mit manchen auf diesem Gebiete herrschenden alten Vorstellungen aufzuräumen.

Bisher wurde in geographischen Schriften die Bildung der Dünen fast durchweg in der Weise erklärt, daß der Wind überall dort, wo feiner lockerer Sand in ausreichender Menge vorhanden ist, also besonders an Meeresküsten und in Sandwüsten, diesen emporswirbelt, die feineren Körner mit sich fortführt und, wenn er sich an einer kleinen Unebenheit des Bodens, einem Stein, einem Grasbüschel oder einem anderen Hinderniß staut, den Sand dort in eigenartiger Weise anhäuft. Durch diese Sandanhäufung wird das Hinderniß vergrößert, und dies führt nun zu immer stärkeren Windanstauungen, insolge dessen zu vermehrter Sandablagerung, bis diese Sandhügel schließlich zu solcher Größe anwachsen, daß sie sich zu Dünenzügen vereinigen. Daß auf die geschilderte Weise größere Sandwehen zu stande kommen, und insbesondere die unter dem Namen Barchane bekannten Bogendünen vieler binnenländischen Wüsten gebildet werden, läßt sich nicht bezweifeln. Anders dagegen verhält es sich mit den langen, ziemlich regelmäßigen, parallelen Dünenzügen, die am häufigsten an den Küsten, nicht selten jedoch auch in binnenländischen Wüsten, zum Beispiel in der libyschen Wüste vorkommen. Es hieße dem Zufall eine zu große Rolle einräumen, wenn man annehmen wollte, daß diese so häufig auftretende Dünenform, die sich gerade durch ihre Regelmäßigkeit auszeichnet, nur durch zufälliges Aneinanderreihen derartig gebildeter Sandanhäufungen entstanden wäre. Der Meteorologe Waschin hat nun kürzlich in überzeugender Weise dargethan, daß die regelmäßige wellenförmige Anordnung des Sandes, welche die Grundlage für die Regelmäßigkeit weiterer Sandanhäufungen schafft und schließlich zur Dünenbildung führt, dieselbe Ursache hat, wie die Bildung der Wasserwellen. Man kann auf jeder asphaltierten Straße beobachten, daß der Staub sich in den den Wellenthälern der Wasserwellen entsprechenden Linien fortbewegt, wenn der Wind darüber hinwegweht, vorausgesetzt, daß derselbe nicht eine solche Stärke erreicht, daß er den Sand in langen, seiner eigenen Richtung parallelen Streifen vor sich hersegt.

Dünen treten daher überall da auf, wo die drei für ihre Bildung unbedingt erforderlichen Dinge vorhanden sind: lockere und trockene Sandmassen, hinreichend starke Winde und merkliche Unebenheiten des Terrains. Wir finden sie an allen Flachküsten, die mit einer Anschwemmungszone versehen sind, an vielen Steilküsten mit vorgelagertem Flachstrande, z. B. auf Sütlund und Syllt, wo die Höhe der Steilküste 34 Meter beträgt, am Kap Trafalgar und auf Sardinien in einer Höhe von 150 respektive 400 Meter. In klimatisch weniger begünstigten Gebieten breiten

sie sich im Innern der Kontinente längs der Flüsse aus und schließlich ganz besonders da, wo infolge der Ungunst des Klimas keine Pflanzenwelt, keine Humusschicht sich bilden kann, wo die nackten Gesteine anstehen oder der lockere Sand weite Flächen bedeckt.

Die Höhe der Dünen ist sehr verschieden aus Ursachen, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Einige Zahlen seien indessen angeführt. Die Höhe der Flußdünen ist für gewöhnlich nicht so bedeutend wie die der Strand- und Kontinentaldünen. So hat Sokolow trotz eingehender und langjähriger Beobachtungen keine Flußdünen von mehr als 10 bis 15 Meter Höhe gefunden. Am Don sollen sie nach Aussage Margaritows allerdings nicht unter 30 Meter, an der Oka nach den Angaben Dokutschajews sogar bis zu 60 Meter hoch sein, wobei indessen zu bemerken ist, daß die Lage der Grundfläche dieser Dünen bis jetzt nicht bekannt wurde. Die Barchane, jene sichelförmigen Dünen, sind ebenfalls sehr niedrig. Sie sind im allgemeinen 2—5 Meter, in der Sahara nicht über 10 Meter hoch. Ebenso hoch giebt auch Radde die Höhe der Barchane an. Sie beträgt nach seinen Angaben 15—20, höchstens 30—35 Fuß. Eine bedeutendere Höhe erreichen die Stranddünen. Die Dünen an der Nordsee sind 15—20, höchstens 35 Meter hoch, die an der Ostsee 30—40, an der kurischen Nehrung sogar 60 Meter. Zu den höchsten Stranddünen gehören die am Golf von Biscaya. Sie sind ungefähr 90 Meter hoch und werden nur von den Dünen zwischen dem Kap Verde und dem Kap Bojador übertroffen, deren Höhe auf 120 bis 180 Meter angegeben wird, von denen aber noch nicht feststeht, ob sie Strand- oder Festlanddünen sind. Ebenso groß sind die Kontinental- oder Festlanddünen der Sahara. Dieselben erreichen eine Höhe bis zu 200 Meter; Lorgeau giebt die Höhe der Dünen bei Ghadames auf 500 Meter an.

Nur eins bringt in die Rede der Dünen, die mit ihren hageren Rücken und hohlen Thälern einsam und einförmig dahinziehen, Bewegung — das ist der Wind. Jeder Lufthauch spielt mit dem losen, lockeren Geriesel, und erhebt sich der Wind stärker, steigert er sich zum Sturm, dann entwickeln sich wahrhafte Wüstenzenen. „Dröhnend scheint die Erde zu beben,“ so schildert Hermann Masius diesen Naturvorgang. „Aber mitten durch Sturm und Brandung hört man das raschelnde Zusammenklagen der Dünenhalme und das Wirbeln des Sandes, der verfinstert den Luftraum erfüllt und hagelartig herabschlägt. Und nicht bloß Sand und Staub — alles was der Wind erraffen kann, Kies, Muscheln, Scherben reißt er empor und mit sich fort in mächtigen Wolken, um weithin das Land damit zu überschütten. So wird die Düne flüchtig. Sie wandert, und wandernd begräbt sie, ohne eigentlich zu vernichten, Felsen und Bäume, Brunnen und Teiche, Felder und Wälder, Dörfer und Städte. Denn derart ist die Beweglichkeit der Düne, daß selbst, wenn die Wogen den Fuß derselben unterwaschen und wieder ins Meer ziehen, der Gipfel nichts desto weniger in das Festland vorrückt. Von einer Seite schon zerstört und zerfallend, verschlingt sie noch auf der anderen, gleich jenen Reptilien, die zerstückt und zerschnitten, dennoch von ihrer Beute nicht lassen.“

Wie viele Strecken fruchtbaren Erdreichs auf diese Weise im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen sind, wird nur annähernd abgeschätzt werden können, da die Schnelligkeit, mit welcher die Dünen vordringen, sehr verschieden ist. Trockene Luft, eine hohe Temperatur, gleichgerichtete Winde, die Abwesenheit fließenden Wassers, und ein lockerer horizontaler Untergrund sind der Bewegung der Dünen förderlich. Bei den Küstendünen ist die Geschwindigkeit im allgemeinen am größten. Am Strande herrschen kräftige Seewinde vor, und wenn sie auch von Landwinden abgelöst werden, so erreichen diese doch sehr selten die Stärke der auslandigen Luftströme. Bedeutend lang-

samer wandern die Flußdünen. In den Flußthälern sind vorherrschende Winde weitaus seltener; zudem wird ihre Stärke ganz bedeutend gemindert durch die im Innern des Landes auftretende Vegetation, durch die menschlichen Ansiedlungen, überhaupt durch die mehr oder minder bedeutenden Unebenheiten des Terrains. Noch langsamer wandern die großen Dünenketten in der Wüste, so daß man deren Beweglichkeit sogar bestritten hat. Es ist wahr, daß das Beobachtungsmaterial gerade bei diesen Sandhügeln weniger zuverlässig ist, wie bei den übrigen Dünen, deren Veränderung schon um der Gefahr willen, die eine Wanderung für das benachbarte Kulturland mit sich bringt, eingehender studiert wurde. Und so gehen denn die Meinungen bezüglich der großen Wüstendünen in diesem Punkte auseinander: einerseits wird behauptet, daß sie ihren Ort beibehalten, andererseits werden Beispiele für ihre Veränderlichkeit und Bewegung angeführt. Die Dünen der kurischen Nehrung rücken nach Berndt pro Jahr ca. 5—6 Meter vor; die Geschwindigkeit der Dünen auf der Frischen Nehrung bestimmt Hagen zu 5,5 Meter, Krause zu 3,7 bis 7 Meter; die Dünen auf Sylt wandern nach dem Grafen Bandiffin 5 Meter, die Dänemarks nach Andrefen 1—7 Meter pro Jahr. Rascher bewegen sich die Flugsandberge an der atlantischen Küste, da die Winde daselbst kräftiger sind. Die Dünen in der Gascogne legen nach Brémontier an einigen Stellen einen Weg von 20—25 Meter zurück, während die jährliche Geschwindigkeit einer ganzen Kette nach Delesse nicht einmal 2 Meter beträgt. Nach E. de Beaumont wären die Dünen in der Bretagne im Durchschnitt sogar 135 Meter pro Jahr vorgerückt, da sie in 200 Jahren ca. 27 Kilometer zurückgelegt hätten.

Es liegt fast etwas Dämonisches in der Erscheinung der Dünenwanderung, und wohl begreift sich die Erbitterung, mit welcher der Mensch gegen den unfassbaren Feind ankämpft. Gerade die Chronik der deutschen Küsten und Inseln weiß zu berichten von diesem verzweifeltsten Ringen. Schritt für Schritt wurden da die Felder, die Häuser verteidigt, und wenn nichts mehr zu retten war, suchte man wenigstens die Kirchen zu halten. Man wollte die heilige Stätte nicht preisgeben, und nachdem längst die Pforten versperrt waren, stieg die Gemeinde noch durch das Fenster in's Gotteshaus und der Geistliche predigte statt von der Kanzel von einem Sandhügel, bis zuletzt nichts mehr übrig blieb, als den Bau abzubrechen und vielleicht für ein neues Jahrhundert auf gesicherter Stelle wieder aufzurichten.

Die Thatfache, daß die Wanderung der Dünen ganze Kulturstriche in öde Wüsteneien verwandelte, hat die in ihrer Existenz bedrohten Menschen veranlaßt, die Dünen durch Zwangsansiedlungen von Gewächsen zu befestigen, und dieses Verfahren hat sich im Laufe der Zeit zu einer förmlichen Technik ausgebildet. Zur Ansiedlung eignen sich zunächst solche Pflanzen, die im lockeren Sande gut gedeihen, wie Strandweizen und Strandhafer, der schilfartige ca. 1 Meter hohe Halme besitzt und sehr tiefe Wurzeln schlägt. Gerade das Wurzelwerk ist es ja, das den Sand zusammenhält; indem es ihn wie ein dichtmaschiges Netz aufhält, und indem auch die einsickernde Feuchtigkeit mitwirkt, wird der Sand schließlich zu mehr oder minder festen Massen verkittet. Nun ist ein nährender Boden für höher organisierte Pflanzen geschaffen, und die Düne, statt den Anwohner feindlich zu bedrohen, bietet ihm jetzt, da sie befestigt oder „gedämpft“ ist, den sicheren Damm gegen Versandung wie gegen Ueberschwemmung. Ganz Nordholland wird von den Mündungen des Rheins bis zum Eingange des Zuidersees auf diese Weise durch einen Dünen Gürtel geschützt.

Ist es mit Aufwand vieler Geduld und großen Scharffinnes gelungen, den Dünenstrand völlig zu dämpfen, und übt der Seewind nicht seine ganze Stärke aus, so machen bald die ersten,

den Sand bindenden Halme einem reicheren, kräftigen Pflanzenwuchs Platz; es kommen Ginster, Wacholder, Stecheichen, strauchartige Birken, und nicht selten erhebt sich noch über diese ein Wald von Nadelholz, in dessen Schutze Saaten reifen und Wiesen grünen, selbst manche edlere Frucht gedeiht.

(Nachdruck verboten.)

## In der Gewalt der Seeräuber.

Erzählung von G. E. Jahn.

Goldige Mittagsbelle lag auf der fast regungslosen Fläche des gelben Meeres. Die graue Segelwand hing schlaff von den Gaffeln eines Schooners. Das Schiff rührte sich kaum vom Flecke, da der Monsun immer mehr aufblaute und es fast windstill geworden war.

Auf dem Borderdeck an den Ankerspill gelehnt stand ein junger Mann und sah, die Arme übereinandergekreuzt, regungslos in die See hinaus. Besorgt flogen seine Blicke bald zu dem Manne am Steuerrad, bald zu dem kraftlos niederhängenden Segel und bald zu einer chinesischen Dschunke, die hart in Steuerbord, einige Seemeilen entfernt lag und sich dem Anschein nach bemühte, dem Schooner näher zu kommen.

Eine junge, schöne Frau war an den einsam Dastehenden herangetreten. Sie hatte ihre weißen Arme um seinen Nacken geschlungen und lehnte jetzt ihr lichtblondes Lockenköpfchen an seine Schulter.

„Du bist mir doch nicht böse, Georg,“ sagte sie mit weicher, einschmeichelnder Stimme, „daß ich Dich gebeten habe, mich mitzunehmen?“ Ein schwaches Kindeslächeln glitt durch ihre rosigen Büge, wie der Morgenstrahl über eine Kirschblüte. — — —

„Nein, Trudchen,“ entgegnete der junge Mann, sie liebevoll umschlingend. — „Du weißt doch, wie verantwortungsvoll mein Posten als Kapitän ist!“ — — —

„Und dann — offen gestanden — gefällt mir der neue Steuermann gar nicht. Ich wünschte darum, ich hätte Dich doch lieber in Tsingtau unter deutschem Schutz gelassen.“

„Du siehst alles immer so schwarz, Männchen! Vielleicht thust Du dem Mister Paddy Rock Unrecht?“ versuchte sie zu scherzen.

„Gott gebe es! Wir haben außer diesem nur Malaien und Chinesen als Matrosen an Bord, und auf das Gesindel ist im Falle eines Angriffs von Piraten kein Verlaß, sie würden sich zu den Wölfen gesellen, um mit ihnen die Beute zu theilen!“

Der Kapitän schwieg und sah prüfend auf Himmel und See.

Auch die junge Frau schwieg und ließ ihre Blicke heimlich nach dem finsternen Steuermann hinübergleiten. Sie hatte schon bei der ersten Begegnung mit demselben eine Abneigung gegen den braunen Gesellen gefühlt, dessen schwarze Augen so wild und tödtlich unter den buschigen Brauen hervorzuquellen, wie Schlangenaugen. So oft sie an dem Steuermann vorüberging, sprühten diese schwarzen Augen auf, wie Schlangenaugen beim Anblick der Beute, und sie fühlte instinktiv, wie diese schwarzen Augen ihr folgten. Dann flog sie dahin, wie ein erschrecktes Vöglein angstvoll, und wagte die Blicke nicht zu erheben, um den schwarzen Augen nicht zu begegnen, die so wild und tödtlich funkelten. . . .

Trudchen vermied es indessen, zu ihrem Manne hiervon zu sprechen, um nicht unnötig sein Herz noch schwerer zu machen, als es schon war. — — —

Die chinesische Dschunke hatte sich inzwischen etwas genähert. Die buntemalten Mattensegel leuchteten in der Sonnenhelle, die beiden stierblickenden Augen, welche sich am Vordersteven des Fahrzeuges befanden, glichen den Augen einer Riesenspinne, die über das Wasser träge daherkriechend, sich auf eine Libelle stürzen will. Der schwarze Rumpf der Dschunke warf einen langen, graublauen Schatten über die regungslose graublau Fläche der See.

Georg trat hastig auf den Steuermann zu und frug:

„Mister Rock, sehen Sie dort das fremde Fahrzeug?“

„Ah! Da ich nicht blind bin, sehe ich es!“ knurrte der Angeredete, kaum den Kopf wendend.

Der junge Mann beachtete den unfreundlichen Ton der Antwort nicht, sondern fuhr fort: „Was halten Sie von dem Schiff?“

„Ah! was soll ich davon halten?“ grunzte der Seemann, seinen Prim kauend:

„Was kümmert mich dort der alte Kasten?!“

„Meinen Sie nicht, wir sollten uns doch lieber für alle Fälle in Bertheidigungszustand setzen?“

Mister Rock lachte kurz und ironisch auf. „Wir in Bertheidigungszustand setzen?“

„Unsere Malaien und Chinesen würden beim ersten Schuß davonlaufen und sich in die fernsten Ecken des Schiffes verkriechen. Und wir beide, Sie Kapitän und ich, wir hielten uns mit den paar Vogelflinten, die wir an Bord haben, die gelben Galunken doch nicht vom Hals!“

Georg fühlte, daß der Sprecher nur zu Recht habe und ging gesenkten Hauptes und mit sorgenvollen Zügen auf das Borderdeck zurück, wo an dem Ankerspill seine Frau noch unbeweglich lehnte und ihn erwartete.

„Sieh, Männchen,“ rief sie ihm freundlich entgegeneilend und mit ihrer kleinen, weißen Hand nach der Dschunke hinüber zeigend: „Sieh, die Leute dort lassen Boote zu Wasser, sie wollen uns gewiß besuchen. Vielleicht wird ihnen auf ihrem Schiff die Zeit eben so lang, bei dieser unendlichen Windstille, wie uns?“

„Die Boote klar!“ bebte es von Georgs bleichen Lippen.

„Gott möge dann uns gnädig sein!“

„Aber was ist Dir nur, Männchen?“ fragte erschreckt die junge Frau, während ihre Wangen erbleichten, wie eine Rose, über die der Mond seinen weißen Schleier wirft.

Die Jollen waren inzwischen bemannt worden und glitten auf den Schooner zu.

„Seeräuber! Piraten!“ gellte da Georgs Stimme über das Schiff hin: „Zu den Waffen!“ Er selbst stürmte mit flüchtigen Sägen in die Kajüte, um sein Gewehr und seinen Revolver zu ergreifen und seine Frau und sein Schiff unerschrocken zu vertheidigen, bis zum letzten Athemzug.

Allein er taumelte entsetzt aus der Kajüte zurück und schrie verzweifelt auf:

„Wo sind meine Waffen geblieben? Wer hat mir die Waffen gestohlen?!“ — — —

Der Steuermann hatte sich nicht vom Plage gerührt. Er stand phlegmatisch da, als ob ihn die Sache nichts angehe, nur bei dem letzten Ausruf des jungen Schiffsführers zuckte ein boshaftes Lächeln durch seine braunen Büge. Georg hatte es gesehen und sein Verdacht gegen diesen Burschen schien ihm zur Gewißheit geworden. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, warf er sich auf den Steuermann und packte ihn am Kragen seiner Leinenjacke.

„Sie — Sie — haben es gethan! Sie feiger Verräther!“

„Ho — ho!“ grinste Mister Rock und versetzte seinem Angreifer einen wichtigen Schlag in's Gesicht.

Allein Georg ließ ihn nicht los und im wilden Ringen rollten beide zu Boden. . . .

Da sprangen gelbe Kerle in zerrissenen, bunten Gewändern, blanke Schwerter und Gewehre in den schmutzigen Händen, über die Rehling des Schooners.

Wie eine heulende Meute wilder Hunde fielen sie über den jungen Mann her. Sie rissen die Gegner auseinander und

befreiten den Steuermann, der, kaum auf den Füßen stehend, wüthend brüllte: „Schlagt den weißen Teufel todt!“

Hundert gelbe Fäuste hoben sich, um dieses Geheiß auszuführen, allein in diesem Augenblick warf sich Trudchen zwischen die wilde, heulende Menge und ihr Opfer. Die weißen Hände ringend, sank das schöne Weib auf die Knie. Ihr lichtblondes Haar floß herab über den weißen Nacken und den weißen Hals. Ihre blaugrauen Kinderaugen funkelten in Thränen und ihr rother Mund zuckte, wie im Fieber, als sie flehte: „Gnade! Gnade! O, tödtet ihn nicht!“

Das gelbe Räubergesindel wich unschlüssig etwas zurück und die schwarzen Schlitzaugen ruhten fragend auf dem Steuermann, als erwarteten sie von demselben ihre Befehle. Die tödtlichen, wilden Blicke Mister Rods verschlangen in verzehrender Glut die zarte Gestalt des jungen Weibes, seine Wangen rötheten sich und seine Brust hob und senkte sich, wie die Woge im Sturm.

„Bindet den weißen Teufel,“ klang es dumpf. „Wir wollen ihn auf dem ausgeplünderten Schiff liegen lassen! Mag er auf demselben verhungern, oder mit demselben an dem Gestein zerschellen!“

„Schurke! blutiger Schurke!“ rief Georg, vergebens an den Stricken reißend, mit denen die gelben Untergebenen des Steuermannes ihn gefesselt hatten, bis das rothe Blut aus den durchschnittenen Gelenken quoll: „Schurke, es war also eine abgekartete Sache, uns zu überfallen! Wehe Dir, wenn Du Freibeuter ergriffen wirst; das Zuchthaus ist Dir sicher!“

Mister Rod grinste verächtlich: „Mooncalf! Seid unbesorgt um meine Wenigkeit! Ich werde mich in respektvoller Entfernung von allen Gerichten zu halten wissen! Pshaw!“

Dann sich an die noch immer neben ihrem Gatten knieende junge Frau wendend, die wie erstarrt all die schrecklichen Vorgänge dieses Tages kaum fassen konnte: „Hush, Butterfly! Dich nehme ich mit mir!“ Er wollte, sich niederbeugend, ihren weichen Leib umschlingen, allein sie stieß ihn mit Abscheu zurück.

„Ho! ho!“ kreischte er, mit verzerrtem Gesicht, „ich werde das weiße Täubchen schon zahm machen!“

Das Krachen eines Schusses ließ den Sprecher zusammenfahren und umherspähen.

Das war ein Warnungszeichen, das den Piraten von der Dschunke aus gegeben wurde: Während des gierigen Plünderens und der Beschäftigung mit den Gefangenen hatte niemand die Umgebung beachtet und niemand hatte dabei das Nahen eines Dampfschiffes gewahrt, das von Westen her unter „Boll dampf voraus“ dahergesegelt kam. Jetzt erblickten die erschrockenen Räuber den grauen Rumpf des Dampfers durch die graublau Fläche daherschließen, daß der weiße Gesicht hoch am Vordersteven emporzischte. Fauchend und Rauch von sich schleudernd kam der Dampfer, wie ein feuriges Ungeheuer, dahergebraust und mit Entsetzen sahen alle Piraten an der Gaffel des Besammastes die deutsche Kriegsflagge flattern.

„March on!“ heulte Mister Rod: „In die Boote!“

Und die gelben zerlumpten Gestalten sprangen und kletterten, geschmeidig wie die Katzen, über die Rehling und glitten in die mit dem Raub schwer beladenen Zollen.

Mister Rod ergreift die vor Angst wie gelähmte junge Frau und wollte sie in eins der Boote tragen. Allein die junge Frau sträubte sich und zerkrachte dem Buben das Gesicht, so daß auf sein Geheiß einige der gelben Seeräuber ihre Hände fesseln mußten und so schleppte er die Wehrlose mit sich, wie eine große braune Spinne einen weißen, gefangenen Schmetterling in ihr Nest. . . .

Georg schrie laut auf vor Qual und Born und riß wie rasend an den zähen Stricken. Er fühlte den Schmerz nicht, wie die harten Banden sein Fleisch durchschnitten. Vergebens aber war all

seine Anstrengung und sein Ringen, die Stricke hielten ihn umschürt, wie in eisernen Klammern. — —

Wie lange er so hilflos dagelegen, wußte er nicht. Ihm erschien es wie eine Ewigkeit voll Hoffen und Fürchten. Kam die Hilfe? Würde sie auch nicht zu spät kommen? —

Draußen auf der See war es inzwischen lebendig geworden. In dumpfen Schlägen rollte der Geschickdonner daher. Es schien dort ein erbitterter und verzweifelter Kampf zu toben. Georg schrie: „Hülfe! Hülfe!“ so laut er es vermochte.

Da klang ein geller Pfiff dicht unter dem Bord des Schoners, ein Pischen und Fauchen. Und dann kam es die Falltreppe hinauf und es schwang sich über die Rehling und dann sprangen sie auf Deck, die deutschen Blaujaken.

Im nächsten Augenblick war Georg von seinen Banden befreit. Er versuchte sich aufzurichten, allein die Stricke hatten seine Gelenke zerschneiden und das Blut zum Stocken gebracht, so daß er wieder in die Kniee taumelte.

Ein Bootsmann stützte ihn und so wankte er zur Rehling des Schiffes, an das er sich anklammerte.

„Wir haben das Räubergesindel in ihrer Arbeit überrascht,“ sagte ein blondbärtiger Leutnant, mit freundlichem Gruß auf den jungen Kapitän zutretend: „Wir werden ihnen das Handwerk gründlich legen!“

Der Abend war inzwischen hereingebrochen. Graublau und schwer lastete der Himmel auf der grauen, dunstigen See. Im Westen blinkten zwischen dem Graublau der Wolken grellrothe und schwefelgelbe Lichtstreifen. Im Osten lag die unendliche, graue Nacht, wie ein schweres Bahrtuch. . . .

Die chinesische Dschunke brannte in blutrother Glut wie eine riesige Fackel. Die Matten und Masten flammten auf dem grauen Hintergrund der See und des Himmels wie ein riesiger Scheiterhaufen und sandten einen Regen blinkender Funken durch die Luft.

Georgs Augen flogen nach Osten, wo in der unendlichen, grauen Nacht ein kleiner schwarzer Punkt zu schweben schien. Das war das Boot, das sein Liebste, das seine Frau, sein Trudchen entführte!

„Rettet mir meine Frau!“ schrie da der junge Mann verzweifelt auf: „Dort, dort entführt sie der Räuber!“ Mit flüchtigen Worten erzählte er dem Leutnant die Vorgänge dieses Tages. Der Offizier stampfte zornig das Deck, dann sagte er mit eifriger Ruhe: „Der wird uns nicht mehr entrinnen!“ Einen Bootsmann und einige Matrosen zur Bewachung des Schoners zurücklassend, glitt er die Falltreppe hinab und sprang in die Dampfpinasse, die an dem Schoner vertaut lag. Georg folgte ihm so schnell und so gut es seine schmerzenden Füße erlaubten und beide nahmen neben dem Maximgeschütz am Vordersteven Platz. Dann zischte der Dampf und pfeilschnell glitt die Pinasse in die unendliche graue Nacht hinaus, dem kleinen schwarzen Punkte nach. . .

Größer und größer wurde dieser schwarze Punkt. Die Pinasse schien wie auf Möbenschwingeln dahinzuschweben und kaum die regungslose Fläche der See zu streifen. Immer näher und näher kamen sie der Zolle der Räuber, wie verzweifelte Anstrengungen diese auch machten, ihrem Verfolger zu entrinnen.

Die Räuber heulten vor Angst und Wuth, sie flüchten und beteten, sie schossen ihre Gewehre gegen die immer näher herankommende Pinasse ab — aber alles vergeblich. — In wenigen Minuten mußte das unter voller Dampfkraft daherschließende Dampfboot die Zolle der Freibeuter in den Grund gebohrt haben.

Da sprang Mister Rod brüllend, wie ein rasendes wildes Thier auf, ergriff die gefesselt auf dem Boden des Bootes liegende junge Frau, hob sie in seinen braunen, behaarten Fäusten hoch empor und schleuderte ihren weißen, schlanken

Reiß mit voller Wucht weit hinaus in die graublau, regungslose See.

Das Wasser spritzte weißschäumend auf, zog lange zitternde Kreise und schlug dann über dem schlanken Körper gurgelnd zusammen. Nur die langen, lichtblonden Locken blinkten noch wie flüssiges Gold auf dem Grau des Meeres . . . .

Noch hatte indessen die gierige See den weißen Körper der jungen Frau nicht verschlungen, da sprang der Leutnant mit heldenmüthiger Entschlossenheit der Ertrinkenden nach. Gleichzeitig eröffnete der an dem Mariungeschütz stehende Bootsmann das Feuer auf die Piratenjolle und hageldicht flogen die Sprenggeschosse unter das gelbe, heimtückische Gefindel. Bald lagen auf und unter den Dächten blutende und sterbende Menschen heulend vor Schmerz und Todesangst.

Das Geschützfeuer mußte indessen bald eingestellt werden, um den müthigen Seeoffizier und die junge Frau vor der Gefahr des Ertrinkens zu retten. Dem geschickten Schwimmer war es gar bald gelungen, die Stelle zu erreichen, wo die Geraubte untergegangen war, und tauchend glückte es ihm, ihr lichtblondes Haar zu erfassen und sie aus der schaurigen, schwarzen Tiefe emporzureißen.

Auf dem Rücken schwimmend, hielt er ihr weißes todtenstarres Köpfchen auf seiner Brust über Wasser, damit sie nicht ersticke.

Die Dampfpinasse glitt heran und nahm beide auf. Ein brausendes „Surrab!“ lohnte die müthige That des Offiziers.

Da die Piratenjolle inzwischen einen zu weiten Vorsprung erreicht hatte, und besonders da man sich bei der immer dunkler und drohender hereinbrechenden Nacht nicht allzuweit von dem Kreuzer entfernen wollte, gab man die Jagd auf die Seeräuber auf und kehrte um.

Der elektrische Scheinwerfer des Kriegsschiffes zeigte ihnen die Richtung an, die sie zu nehmen hatten.

Bald hatten sie den Schoner erreicht und unter Thränen und Dankesworten nahm der heldenmüthige Seeoffizier von den beiden, glücklich wieder vereinten Gatten Abschied, um auf seinen Posten an Bord des Kreuzers zurückzukehren.

Ein Kommando Matrosen brachte den Schoner in den nächsten Hafen . . . .

Der Monsun frischte gegen Mitternacht auf und ward zu einer steifen Bö.

Die grauen Wogen züngelten und gurgelten heran und der Schoner durchschnitt sie unter dem Drucke seiner vollen Segel, dahinfliegend, wie ein Sturmvogel . . . .

Von der Piratenjolle und ihren Insassen hat man nie etwas wieder gehört, wahrscheinlich ist sie, mit allem was sie trug, in der nächtigen Bö untergegangen.

(Nachdruck verboten.)

## Räthselcke.

### Bilderräthsel.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grünwald Bromberg.

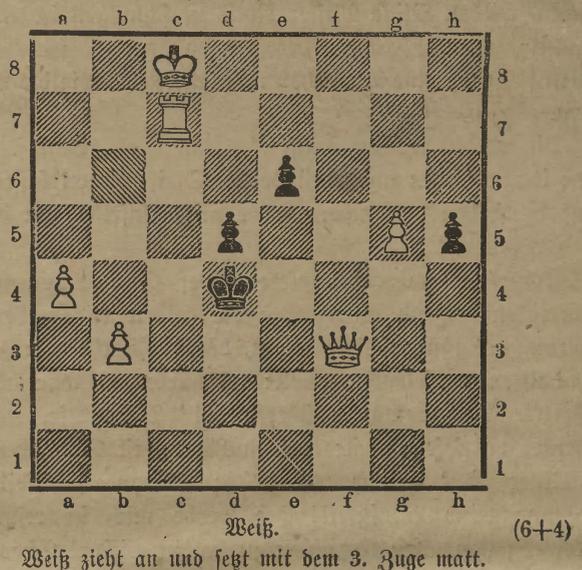
### Arithmogriph.

1	6	1	2	6	1
7	5	4	4	2	6
8	4	8	7	3	4

An Stelle der Ziffern sind passende Buchstaben zu setzen, sodas die sechs senkrechten Reihen Wörter von folgender Bedeutung bilden: 1. Theil des Baumes; 2. altberühmte Stadt; 3. wird verliehen und bekleidet; 4. bekannter Badeort; 5. jagdbares Thier; 6. Theil des Körpers — Sind die richtigen Wörter gefunden, bezeichnet die mittelfste wagerechte Reihe einen Theil des Jahres.

### Schachaufgabe.

Von Chr Meyer in Bremen.



### Auflösung des Bilderräthfels.

Amerikanerinnen.

### Auflösung des Kapselräthfels.

Weiberlist geht über Männerklugheit.

### Auflösung des Buchstabenräthfels.

Mai, Maib, Mais, Main.

### Auflösung der Pyramide.

A  
A U  
L A U  
U L A N  
A L A U N  
L A N D A U  
B A U L A N D

### Auflösung des Trennungräthfels.

Mitgift, mit Gift.

### Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a9, 8, 7; b9, 8, 7; cA, K; dA, K.  
M. a, b, c, dB; bK; c9, 8, 7; d10, D.  
H. aA, 10, K, D; bD; c10, D; d9, 8, 7.  
Stat: bA, 10.

Spiel:

1. B. a7, dB, aA.
2. M. bK, bD, b7.
3. M. c7, cD, cK (+7).
4. B. a8, cB, a10.
5. M. c8, c10, cA (+21).
6. B. a9, bB, aK.
7. M. c9, aD, b8.
8. H. d7, dA, dD (-14).

Der Spieler bekommt keinen Stich mehr, hat aber 42 Augen herein, also mit den 21 Augen des States 63. Spielen die Gegner anders, bekommt der Spieler noch mehr.

Wichtige Lösungen gingen ein von: Fritz Wolter, Otto Pieper, Richard Reimer, Walter Brünning, Charlotte Seemeyer, Bertha Wolff, Anna S., Curt Wülfing, Bruno Scheerbarth, David Blum, Bromberg, Waldemar Hermes Bleichfelde.